

# ***Veilchen***



## *Inhaltsverzeichnis*

- S.3 Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2011 [*Andrea Herrmann*]
- S.8 Kaugummi [*Bernd Wiebus*]
- S.9 Traum [*Thilo Bachmann*]
- S.11 Hoher Mittag [*Johannes Witek*]
- S.12 Mäuserich Klaus [*Han Yu*]
- S.13 Ein paar kommen immer durch! [*Holger Hartenstein*]
- S.15 Zigeuner, du mein schwarzer Moischele [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.18 Besuch bei der Frankfurt Buchmesse und Fahrt dorthin (15./16.10.11.) [*Karl Farr*]
- S.19 Im Gedenken an vier Tote in Ohio [*Karl Farr*]
- S.20 Eigentlich wie immer [*Angelika Schranz*]
- S.21 amethyst [*Michael Johann Bauer*]
- S.22 Der Fernseher/ Die Farben [*Philip J. Dingeldej*]
- S.23 Surprise [*Arno Peters*]
- S.24 Mädchen in dem grünen Wald [*Megumi Sakurai*]
- S.28 Rezension: „Lahn-Leichen 3“ [*Andrea Herrmann*]
  
- S.29 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

Träume sind – rein zufällig! – ein durchgängiges Thema der Texte dieser Ausgabe.

Kommen Sie also gut mit Träumen ins Jahr 2012!

Andrea Herrmann

Titelbild von Angelika Schranz

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, 70372 Stuttgart  
oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.  
Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:  
[www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html](http://www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html)

# *Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2011*

Wie kann Indien von England unabhängig werden? Um diese inzwischen gelöste politische Frage kreist der Roman „*Und finden die Liebe nicht*“ von Pearl S. Buck, bis letztlich Ghandi in den Dreißigern die Antwort liefert. Doch nicht nur Länder werden hier unabhängig, sondern auch Söhne von Vätern, Töchter von Müttern

und Witwer von ihren Vätern. (ir02.88 13.44 Ta1rj0.72 Tc (n) Tj-0.12(ern) T0 -13.8 TD (und) E  
h ng

große Krankenhäuser und eure elektrischen Apparate haben, und alle wollen in den großen Städten wohnen, und die Lehrer werden nicht in Dorfschulen unterrichten [...] – und das werden sie dann für Christentum halten.“ Durch den gesamten Roman schlängeln sich Schlangen als ein Symbol, eine ständige unterschwellige Bedrohung. Die Inder füttern Schlangen mit Milch, um sie zu besänftigen, die Amerikaner möchten diese Tiere am liebsten totschiessen, aber am Ende gewöhnen sich alle daran, auf ihre Füße acht zu geben. Wie viele andere wird auch die Schlangenfrage am Ende des Romans nicht gelöst, sondern wartete damals (1957) noch auf die Zukunft.

Das heutige Japan spielt eine Hauptrolle in Amélie Nothombs „*Stupeur et tremblements*“ (im Deutschen unter dem Titel „Mit Staunen und Zittern“ erschienen). Hier prallen Welten aufeinander, als die belgische (jedoch in Japan geborene und aufgewachsene) Amélie in der gigantischen Firma Yumimoto ein einjähriges Praktikum macht. Der 1999 erschienene Roman wurde mit dem „Grand Prix du Roman“ der Académie Française ausgezeichnet. Zu Recht. Hier wird zynisch überspitzt eine Arbeitskultur porträtiert, die Menschen an ihre Grenzen treibt. Jeder der Japaner reagiert darauf anders. Der eine frisst grüne Schokolade (vom Mars?) und verübt verbale Vergewaltigungen, der nächste zuckt nervös, ein anderer sabotiert das System, indem er auf einer anderen Etage pinkelt. Und Amélies Vorgesetzte Fubuki sorgt dafür, dass ihre Praktikantin es um keinen Deut leichter hat in dieser autoritären Männerwelt als sie selbst. So bleibt es nicht aus, dass auch Amélie ihren persönlichen Zusammenbruch erlebt. Doch als man sie morgens bewusstlos unter dem Inhalt eines Papierkorbs findet, hat dies weniger Auswirkungen auf ihren Ruf und ihre Aufgaben als ihre Unfähigkeit, einen Taschenrechner zu bedienen, ihr unerlaubt guter Bericht über fettarme Milchprodukte oder der Versuch, ihre in Tränen aufgelöste

Chefin zu trösten. Obwohl perfekt japanisch, kommt mir diese exotische Welt doch an vielen Stellen sehr vertraut vor, was vermuten lässt, dass die deutsche und die japanische Kultur gar nicht weit auseinander liegen. Manche der hier wiedergegebenen Gespräche habe ich in meinem Berufsleben auch schon so führen dürfen. Amélie Nothomb karikiert eine Arbeitswelt mit klaren und strengen Regeln, in der die Einhaltung von Vorgaben wichtiger ist als gute und effiziente Arbeit, und wo „Individualist“ eine der schlimmsten Beschimpfungen darstellt. Als Amélie von einem Vorgesetzten brutal zusammengefaltet wird, erklärt sich für sie die japanische Geschichte: Damit das schreckliche Gebrüll aufhört, wäre sie fähig, in die Mandschurei einzumarschieren, Millionen von Chinesen zu verfolgen, sich im Namen des Kaisers umzubringen oder Kamikaze zu begehen. Amélie beobachtet zynisch einige Merkwürdigkeiten wie beispielsweise dass bei Yumimoto der Präsident Gott ist und der Teufel der Vizepräsident. Sie äußert sich auch entsetzt über die Rolle der Frau in der japanischen Gesellschaft: Stets muss sie perfekt sein, sich aufopfern und bis 25 verheiratet sein. Doch alles was sie dadurch gewinnen kann, ist dass sie nicht verachtet wird. Amélie zollt jeder Japanerin Respekt, die nicht Selbstmord begeht und bezeichnet ihr Weiterleben als eine sublimale Form des Widerstands. Als Fubuki von ihrem Vorgesetzten vor versammelter Abteilung zur Sau gemacht wird, vergleicht Amélie ihn mit einem Oger, der sein Frühstück verlangt. Als Amélie zur Toilettenfrau degradiert wird, führen die Kollegen einen Boycott durch, während der Girlcott ausbleibt: Solidarisch gehen die Kollegen auf einer anderen Etage auf die Toilette. Der Toilettengang entwickelt sich so zu einem politischen Akt, den die Firmenleitung nicht verhindern kann. Als Amélie sich von ihren vier Vorgesetzten verabschiedet, erniedrigt sie sich selbst in der Hoffnung, man möge ihr

widersprechen. Doch nur der Präsident findet freundliche Worte für sie.

Das Kinderbuch „*Verbotene Welt*“ von Isabel Abedi bereitet auch Erwachsenen Spaß. Olivia und Otis, zwei zwölfjährige Kinder, werden aus ihrem Leben ohne Halt entführt und landen in Reginalds Welt. Olivia ist eine zwölfjährige Hubschrauberpilotin mit einer selbst ausgebrüteten Taube, die mit ihrer alkoholsüchtigen Mutter lebt und schließlich vor dem Jugendamt flieht. Otis mit der Höhenangst wurde in einem Flugzeug geboren und interessiert sich für Architektur. Seine Mutter ist Kosmetikerin und zieht ständig um – dieses Mal von New York nach Schottland. Beide Kinder bilden sich ein, dass es vor allem Freiheit ist, nach der sie sich sehnen – bis sie gefangen sind in einer Welt im Maßstab 1:75 und so klein wie Erdnussflips. Die berühmtesten Bauwerke der Geschichte sind hier versammelt, doch herausgerissen aus der echten Welt wirken sie wie sinnloses Spielzeug. Und so setzen Olivia und Otis alles daran, um wieder in Ordnung zu bringen, was verloren ging. Dabei finden sie sympathische Mitstreiter und sogar unsympathische. Natürlich geht am Ende alles gut aus, und das gönnt man diesen liebenswerten Helden von Herzen. Diese gut recherchierte und wohl durchdachte Geschichte – mit Lageplan! – besticht mit einer Fülle origineller Ideen und filmreifer Szenen.

„*Boule de suif*“ ist eine Sammlung französischer Kurzgeschichten von Guy de Maupassant. Für mich ist Maupassant der Bertold Brecht des 19. Jahrhunderts. Als geübter Erzähler personifiziert er alle Unarten und Schwächen der Menschen mit spitzer Feder: Grausamkeit, Liebe und Hass, Stolz und Eitelkeit. Die Titelgeschichte „*Boule de Suif*“ (Fettklößchen) handelt von acht so moralisch einwandfreien Menschen, deren Fassade bei der erstbesten Prüfung zusammenbricht. Eine Kutsche voller französischer Kriegsflüchtlinge wird von den Preußen abgefangen und sie sollen

nicht eher weiterreisen als bis *Boule de suif*, das Fettklößchen, die rundliche Prostituierte, mit dem deutschen Hauptmann geschlafen hat. Zunächst unterstützen die anderen ihre patriotische Weigerung, doch je länger der unerwünschte Aufenthalt dauert, umso mehr wird die junge Frau unter Druck gesetzt, bis sie schließlich nachgibt. Doch statt ihr zu danken, wird sie von ihren Mitreisenden nun geschnitten. Während sie auf dem vorherigen Streckenabschnitt mit ihrem Proviantkorb die ganze Runde verköstigt hatte, gibt ihr nun keiner auch nur ein trockenes Brötchen ab, ihre Tränen und ihr Schluchzen werden ignoriert. Besonders schmerzhaft ist auch die Geschichte „*La parure*“ (Die Zierde): Eine junge schöne Frau fühlt sich zu Höherem geboren, musste aber leider einen kleinen Staatsbediensteten heiraten. Dennoch träumt sie von mehr Luxus. Eines Tages nun haben die Eheleute Gelegenheit, zu einem Ball zu gehen. Ein teures Kleid muss her, der Gatte opfert seine Ersparnisse von 200 Francs. Aber – oh weh! – ohne angemessenen Schmuck braucht man sich dort gar nicht erst sehen zu lassen! Zum Glück hat die junge Frau eine Freundin, die reich geheiratet hat und ihr ein edles Collier leiht. Aber dieses geht nach dem rauschenden Fest verloren und ist nicht mehr aufzufinden! Um es heimlich und unbemerkt durch ein neues Diamantcollier zu ersetzen, muss das junge Ehepaar sich hoch verschulden. 10.000 Francs kostet diese wertvolle Halskette. Es dauert zehn Jahre, bis die beiden diese immense Summe abgearbeitet haben, ihre Schönheit und Jugend ging darüber verloren. Und zu guter Letzt, nachdem sie endlich die Schuld los sind, erfahren sie: Das verlorene Collier war unecht und keine 500 Francs wert!

Dylan Thomas, der chaotische Rebell und Popstar der Lyrik des frühen 20. Jahrhunderts, hat sich immer wieder leidenschaftlich verliebt und überschwängliche Briefe an seine Geliebten geschrieben. Die besten davon

erschienen in „*Die Liebesbriefe*“. Vielleicht möchte jede Frau ein Mal in ihrem Leben einen solch verrückten Brief bekommen, knapp am Wahnsinn und der moralischen Verderbtheit. Das Gefühl haben, dass ein Mann ganz irre und vollständig von ihr durchdrungen ist und an nichts anderes mehr als an sie zu denken fähig ist. Mit der ganzen Wort- und Bildgewalt des Dichters umgarnt Dylan Thomas die jeweils angebetete Lebensabschnittsgefährtin. Wie wahrhaftig er dabei wohl war? Wo endet bei einem Künstler die Kunst und wo beginnt das wahre Leben? Vielen Dank an Herrn Peters für diesen Lesetipp.

Es ist eigentlich unmöglich, ein geniales Buch zu schreiben, wie es noch keines zuvor gab. Dem Kubaner José Carlos Somoza ist es mit „*Das Rätsel des Philosophen*“ gelungen. Der Titel ist eine miese Übersetzung von „*La caverna de las ideas*“ (also eigentlich „Die Höhle der Ideen“), womit der Titel auf Platons Gleichnis anspielt, das darin besteht, dass der Mensch lebt wie jemand, der in einer Höhle festgebunden nur die teilweisen Schatten der Realität wahrnimmt. Diagoras, ein Lehrer an der Platonschen Akademie, und Herakles der Rätsellöser, durchsuchen Athen nach dem Ursprung einer Mordserie an Platon-Schülern. Begleitet werden sie dabei von Montalo, dem Finder und Transkriptor des antiken Papyrus, sowie dem Übersetzer, beide aus einer späteren Zeit. Der Text selbst ist wie ein Krimi übersät mit Hinweisen, allerdings die meisten davon falsche Spuren. Besonders mysteriös wird es, als die Personen der Handlung immer wieder auf einen Übersetzer verweisen, der die Bedeutung des Textes eines Tages entschlüsseln wird, und ihn sogar direkt ansprechen und dazu auffordern, aber auch warnen – „Hüte dich, Übersetzer, hüte dich! Du wirst überwacht! Du wirst überwacht!“ Zu guter Letzt beschreibt der Roman sogar Aussehen und momentane Situation des Übersetzers – beispielsweise seine Gefangenschaft in einer Höhle. Nun

stellt sich zusätzlich zu „Wer war der Mörder?“ noch die Frage: „Wie hat der Autor das gemacht?“ Der Übersetzer fand bereits im ersten Kapitel heraus, dass es sich bei dem antiken Roman um einen eidetischen Text handelt. Die Recherchen nach dieser Literaturart führten mich bereits früh auf eine heiße Spur auf der Suche nach dem Mörder. Ohne Ihnen zu viel verraten zu wollen, hier die wichtigsten Ergebnisse meiner Recherche, die nämlich eine neue Literaturgattung begründen: Es gibt sowohl die Eidetik als auch die Eidesis. Eidetik bedeutet laut Duden die „Fähigkeit, sich Objekte oder Situationen so anschaulich vorzustellen, als ob sie real wären“. Wikipedia definiert ausführlicher: „In der Psychologie ist Eidetik eine besondere Qualität des Vorstellungsvermögens. Die Vorstellungen eines Eidetikers können so realistisch wie Wahrnehmungen sein, wobei er (im Gegensatz zum halluzinativen Erlebnis) weiß, dass seine Vorstellungen keine Wahrnehmungen sind. Differentialdiagnostisch müssen also eidetische Vorstellungen von Halluzinationen unterschieden werden (eine Wahrnehmung ohne äußere Wahrnehmungsquelle heißt Halluzination). Der Ausdruck eidetisches Gedächtnis ist ein Synonym für das umstrittene Phänomen des fotografischen Gedächtnisses.“ Über die Eidesis habe ich nur fremdsprachliche Quellen gefunden: wikipedia.fr schreibt: „L'éidesis est une ‚technique littéraire‘ inventée par l'écrivain cubain José Carlos Somoza, et faussement attribuée aux écrivains grecs classiques, dans son œuvre de fiction ‚La caverne des idées‘. L'éidesis permettrait de transmettre des clés ou des messages secrets dans les œuvres, en répétant des métaphores ou des mots qui, isolés par un lecteur averti, formeraient une image indépendante du texte originel. L'éidesis serait donc une forme de stéganographie.“ Auf Deutsch: „Die Eidesis ist eine literarische Technik, die von dem kubanischen Schriftsteller José Carlos Somoza in seinem fiktionalen Werk ‚Das Rätsel der Philosophen‘ erfunden und

fälschlicherweise den griechischen Klassikern zugeordnet wurde. Die Eidesis erlaubt es, geheime Schlüssel oder Botschaften in Werken zu übermitteln, indem Metaphern oder Wörter wiederholt werden, die durch einen geübten Leser isoliert werden können, um ein Bild zu ergeben, das von dem Originaltext unabhängig ist. Die Eidesis wäre also eine Form der Steganographie.“ Die Idee einer textuellen Steganographie finde ich genial. Bisher wird diese Verschlüsselungstechnik verwendet, um in Bildern geheime Botschaften zu verbergen, durch das Verändern weniger Bildpunkte (Pixel) gegenüber dem Original. Ich erinnere mich auch an einen Sherlock Holmes Roman, in dem durch die Änderung einzelner Noten einer Melodie eine Botschaft übermittelt wurde. Somozas Roman enthält viele sehr anschauliche Beispiele der Eidesis. Bei der Eidesis sind also die Details und Metaphern des Textes bedeutsamer als die vordergründige Handlung. Und hier noch das eigenhändige Posting des Autors, in dem er zugibt, die Eidesis erfunden zu haben. (Was mich beruhigte, denn ich fürchtete schon, in meiner literarischen Ausbildung klaffe eine eklatante Lücke. J)

[http://www.clubcultura.com/clubliteratura/clubescritores/somoza/mostrar\\_new.php?id=73&texto=Jose+Carlos+Somoza&n1=](http://www.clubcultura.com/clubliteratura/clubescritores/somoza/mostrar_new.php?id=73&texto=Jose+Carlos+Somoza&n1=)

33076&n2=1&n3=0&n4=0&n5=0&n6=0  
&n7=0&n8=0&n9=0&n0=0

Autor: José Carlos Somoza  
jcsomoza“at“clubcultura.com

Fecha: 16/10/2004 19:41:24

Asunto: RE:eidesis?

*La ‚eidesis‘ es una invención absoluta de ‚La caverna de las ideas‘. Lo que sí podrás encontrar en el diccionario es la palabra ‚eidético‘, que se refiere a cierta clase de memoria o representación visual de las cosas. Que yo sepa, la ‚eidesis‘ no existe, y menos en la forma en que yo la planteo en la novela.*

*Como anécdota te contaré, sin embargo, que me he topado con más de un artículo en la red que habla sobre la ‚eidesis‘ entresacada de mi libro... pero tratándola como un recurso real... ¡y hasta poniendo ejemplos! En fin, no es infrecuente en la historia de la literatura que lo creado se independice del creador...*

*Gracias por los elogios y un saludo,  
José Carlos Somoza*

Kurz: Somoza stellt bereits fest, dass seine Schöpfung sich von ihm emanzipiert und in die Welt der Literatur als neue Schreibtechnik eingegangen ist. Auch ich hätte Lust, demnächst mein eigenes eidetisches Gedicht zu schreiben!

Andrea Herrmann



An dieser Kante werde ich jetzt meinen Schuh wetzen. Irgendwann muss ja entweder der Schnürsenkel oder ein so wesentlicher Teil des Schuhs durchgewetzt sein, dass ich entkommen kann. Also mache ich mich an die Arbeit. Dazu muss ich mich auf den Bauch legen, um den Schuh im Bereich des Spanns durchzuschaben. Ich weiß nicht, wie lange ich so gestrampelt und gehampelt habe. Beide Hosenbeine sind an den Knien durch, und die Haut klebt von Blut, Schweiß und Dreck. Zwischen den Bäumen über dem Waldweg kann ich den Mond sehen. In seinem Licht versuche ich, mein Werk zu begutachten. Der Schuh ist unbeschädigt, aber in die Gehwegplatte

habe ich eine mehr als faustgroße Kerbe gewetzt. Der Abrieb ist als heller trockener Sand um die Kerbe herum verteilt. Nicht allzu weit entfernt jault ein Tier.

*Bernd Wiebus*

*Geboren 1962 in Duisburg-Beeck. 1980 Abitur, anschließend Lehre als Energieanlagenelektroniker in der Stahlindustrie. Später E-Technik-Studium. Diplom 1995 in Duisburg. Arbeitet als Servicetechniker für OES und XRF Geräte. Wohnt seit 2002 in Uedem. Schreibt gelegentlich in der Freizeit Prosa. In letzter Zeit aber eher Sachtexte (z.B. über die Software KiCAD).*

## Traum

Von irgendwoher bellt ein Hund.  
Ich eile dahin,  
stolpere über knorrige Wurzeln  
und stürze einen steilen Abhang hinunter.

Ich verfange mich an einem Ast,  
meine Hände umklammern ihn verzweifelt,  
während meine Beine  
haltlos umher baumeln.

Unter mir tost  
ein gewaltig angeschwollener Sturzbach,  
der alles mit sich reißt,  
was nicht fest verankert ist.

Ich versuche,  
mit meinen Füßen  
Halt zu finden –  
vergeblich.

Der Ast lockert sich  
langsam und geräuschvoll,  
mir tritt der Schweiß

aus allen Poren.

Der Ast ist nur mehr  
an einer kleinen Wurzel befestigt –  
das Tosen des unberechenbaren Baches  
wird lauter. –

Ich sehe mich  
im Geiste  
schon halb herunter kollern  
und mich überschlagen.

Aber nein,  
ich habe Glück,  
mit einem kurzen Sprung  
nach rechts  
bleiben meine Füße  
an etwas Festem haften.

Ich lasse den Ast los,  
der polternd  
in die Tiefe stürzt  
und schwingt mich nach vorne.

Ich stehe  
auf einem dicken Granitfelsen  
und atme  
erleichtert auf.

Wieder das Hundegebell,  
ich bin aufgewacht.  
Also,  
alles nur ein Traum.

Neben mir macht sich tatsächlich  
ein Dackel  
mit einem unangenehmen Gejaule  
bemerkbar

*Thilo Bachmann*

*von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzel-geschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. Steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblings-autoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.*

# Hoher Mittag

Die Geschichte eines Mannes,  
der wie aus dem Nichts seine Anstellung kündigte  
mit der Begründung, seine wahre Berufung  
sei von je her die des Pantomimen gewesen  
und nun endlich gäbe es kein Zurück mehr –  
was natürlich Quatsch ist,  
aber extrem geil, mal mit dieser Begründung  
zu kündigen  
(die Gesichter).

Die Geschichte eines Mannes,  
die allerdings nicht lange darauf etwas Rätselhaftes  
bekam, als besagter Mann nämlich plötzlich *wirklich*  
in der Fußgängerzone zu finden war,  
das Gesicht weiß-schwarz geschminkt  
und voll dabei.

Die Geschichte eines Mannes,  
die ins dezent Groteske kippt, als klar wird,  
dass das, was er da darstellt, ein pantomimischer Akt  
seiner bisherigen realen Arbeitsstelle ist  
(sagen wir: Parktickets stempeln)  
und dass er einfach nur dieselben monotonen Bewegungen  
nachstellt, immer und immer wieder,  
die davor ungezählte Stunden lang jeden Tag  
seinen Job ausgemacht haben.

Die Geschichte eines Mannes,  
die vollends ins Rätselhafte überwechselt,  
als plötzlich alle Kunden, die davor jahrelang  
zu dem Mann ans Fenster des Parktickethäuschens gekommen sind  
und auf ihren Stempel gewartet haben,  
sich in einer langen, extrem disziplinierten Schlange  
in der Fußgängerzone aufreihen um sich auch hier  
und *nur ein einziges Mal*  
von der Pantomime ihren Luftstempel abzuholen,  
dabei allerdings weder lachen  
noch *ein einziges Wort sprechen*  
und danach für immer verschwinden

genau wie der Pantomime  
selbst.

*Johannes Witek*

*geboren 1981. Lebt und studiert in Salzburg. Veröffentlichungen in diversen Zeitschriften und Anthologien + „Was sie im Norden der Insel als Mond anbeten, kommt bei uns im Süden in die Sachertorte“, Gedichte und Prosa; Chaotic Revelry Verlag, Köln.*

## *Mäuserich Klaus*

In Kirchheim gab es zwei Mäusedamen,  
Karin und Moni, so ihre Namen.  
Die kamen sich wöchentlich einmal besuchen  
zum Tratschen bei Kaffee und Käsekuchen.

Von einem der Treffen will ich euch berichten;  
es ist eine meiner Lieblingsgeschichten.  
An jenem Tage, kaum war Karin im Haus,  
sprudelt's aus Moni nur so heraus:

„Oh, Karin, ich muss dir was Tolles erzählen.  
Die ganze Zeit tut es mich fürchterlich quälen.  
Letzte Nacht lernte ich einen Mäuserich kennen  
gleich am Feldrand, beim Stall von den dauben Hennen.

Ich sag dir's, ein echt netter Kerl ist der Klaus,  
intelligent und charmant und aus gutem Haus.  
Oh, Karin, ich habe mich in ihn verliebt.  
Ich hätt' nie gedacht, dass es sowas noch gibt!“

Die Karin: „Ach, wirklich? – Wie sieht er denn aus?“  
Die Moni: „Ein Prachtkerl, ein Augenschmaus.  
Er gab mir sein Foto, da, schau ihn dir an!  
Ist das nicht wirklich ein bildhübscher Mann?“

Verdutzt schaut Karin auf das Bild von dem Klaus:  
„Aber Moni, der ist eine Fledermaus!“  
Die Moni wird blass und dann puterrot:  
„Und mir sagte er, er wäre Pilot!“

### *Han Yu*

*geboren an einem Sonntag im Jahre des Drachen, 1952, in Heidenheim an der Brenz. Nach Bundeswehrdienst (Sanitäter) Studium der Luft- und Raumfahrttechnik an der Universität Stuttgart. Ab 1979 Arbeit in der Forschung und Entwicklung in einem Stuttgarter Automobilunternehmen.*

*All die Jahre Entwicklung der Interessen und Fähigkeiten in Musik und Literatur. Spiele seit dem 12. Lebensjahr Gitarre, von Rock, Blues, internationalem Folk bis zur Klassik.*

*Seit 10 Jahren Mitglied in einem deutschsprachigen aber internationalen Verein zur Pflege der Kunst und des Humors. Ca. 15 Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Gedichtbänden. Dritter Preis bei einem Gedichtwettbewerb.*

## *Ein paar kommen immer durch...!*

Alles hängt davon ab, wo man geboren ist, und vor allen Dingen, wer dich in diese Welt schickte. Was Herrn Aristophan betraf, so zählte der gewiss nicht zu den Ärmsten des Landes unter der Burg des Olymps, der jetzt in einer goldenen Kutsche aus dieser Stadt rollte, vertrieben von der grundhässlichen Königin, da der Streit zwischen ihm und dieser Megäre eskalierte, da es ums Bier ging. Jawohl, das Bier brachte diesen Verdruss. Und jedes Mal, wenn die Königin den Atem aus der Brust strömen ließ, gebot sie über Hunderte Brauhäuser, die sie reich gemacht hatte, aber auch Herrn Aristophan, aber nun wollte diese hässlich Alte allein über diese neue Geldquelle verfügen. Sie allein musste das Privileg des Braurechts besitzen und den dazugehörigen Ausschank!

Ihre Wonne war es, viel Geld in ihrem Schlösschen zu horten, da sich durch das Bier Geldsack an Geldsack reihte und sie kaum noch Möglichkeiten sah, diese in Räumen zu stapeln. Niemand besaß ein Mitbestimmungsrecht über das Bier, das sich die Königin rechtlich verbriefen ließ. Und da ihr Wort Gesetz war, war das Land weit weg von einer freien Wirtschaft.

So verarmte denn das Reich immer mehr, und noch glaubte das dumme Volk, dass alles mit rechten Dingen zugehe, zumal jeden Abend die Nachtwächter ein zittriges „Schlafe, mein Prinzchen schlaf ein“ in den Gassen sangen, wenn sie zur Nachtruhe bliesen.

Doch einige der am Hofe Tätigen bekamen Lust, Aristophan bloßzustellen, der sich ein paar Geldsäcke auf die Seite gebracht hatte, diesen auf die Verliererseite zu schieben.

Und die Bemühungen der kriechenden Gestalten zeigten Erfolg. Und wie nun wieder eine Wagenladung Geldsäcke aus dem Schloss weggebracht werden sollte, ließ die Königin durch ihre Reiter den Weg des Trosses versperren, Wagen und Geldsäcke beschlagnahmen und das Geld zurück in ihre Burg bringen.

Aber wie es sich für Betrüger gehört, fuhr Aristophan mit einer goldfarbenen Kalesche in die Welt und ließ es sich trotzdem gut gehen.

Doch da traf er am Wegesrand einen anderen Menschen, der auf dem Grasboden ein weißes

Tuch ausgebreitet hatte, auf dem die köstlichsten Speisen und Getränke standen.

„Wer bist du?“ fragte Herr Aristophan.

„Zuerst Herr Niemand, weil ich dich noch nicht kenne, aber steig nur aus deiner goldenen Kutsche aus, setz dich zu mir und lass dir Kuchen und Wein munden, denn ich sehe, du bist von meinem Stande.“

Nach einer Weile sagte der Gastgeber: „Ich heiße Herr Kleonik und bin vom Hof meines Königs vertrieben, weil ich reicher als er bin, all seine Briefe als Oberpostbriefgeneral zwischen den Rosenbeeten immer las, damit ich zuerst wusste, was in unserem Reich geschah, und das brachte mir so viel Geld ein, dass ich das zu meinen Freunden nach Dunkelfels brachte – immer und immer wieder, so dass heute viele meiner Millionen dort lagern. Außerdem besitze ich ein Glas, das ich auf etwas richte, und dann wird immer das Gegenteil von dem getan, was getan werden soll. Und wenn ich die Briefe an den König oder die seinen mit meinem Glas beleuchtete, sagte es immer, was drin steht, ohne dass ich die Post des Königs öffnen musste. Das menschliche Gehirn brütet eben die seltsamsten Erfindungen aus.“

„Ei, wie funktioniert denn dein Glas? Muss man dazu dem Teufel erst in die Waden zwicken?“

„So ähnlich. Und sage ich doch: Ein Reicher wird sofort arm, schon besitze ich seinen Reichtum, ein Dicker wird sofort dünn, und der bezahlt mich dafür gut, eine Hässliche wird gleich hübsch, und die überschüttet mich dann mit vielen Schätzen, und so geht das weiter, und so geht das fort. Nur der König wollte nicht genug zahlen, so vertrieb er mich denn.“

Ei, das war ein Fest für Herrn Aristophan! Dieser Herr Kleonik ergötzte ihn.

„Dich kann ich gut gebrauchen, denn mein Hof hat mich wie dich verbannt, weil ich reicher als die Königin sein wollte.“

Nach langen Erzählungen versetzten sie ihre Bekanntschaft in einen schnell sich bildenden Freundeszustand, denn sie stellten fest, dass ihr menschliches Leben nur wieder einen Sinn bekommen würde, wenn sie erneut an einem Hofe gehegt und gepflegt würden.

„Haha“, lachte Herr Kleonik und klopfte Aristophan auf die Schultern, „ich wollte

eigentlich diesem hässlichen Alten und seinen Zuckerstückchen nicht mehr nachlaufen, die er verteilt, denn ich habe mehr als er und möchte das alles nach Dunkelfels bringen und dort in Ruhe leben, dass es ihn nicht mehr reize nach meinem Gelde.“

„Na hör’ mal“, Aristophan spielte den Entrüsteten und heuchelte, „wie kannst du nur an all den Höfen und deren Fürsten zweifeln? Die Lust am Gelde ist in mir entfacht und lässt mich gierig danach verlangen – immerzu!“

„Was willst du denn tun? – Na gut, ich will mit dir gehen, weil wir uns so prächtig verstehen, die gleichen Ziele haben; wir werden sehen, was daraus wird, wenn du mir dafür noch ein paar Geldsäcke mehr verschaffst! Denn ich spüre, du willst nicht aufgeben.“

Und so ließ ein jeder seine kostbare Kutsche wenden und zurück nach dem Schloss der hässlichen Königin eilen, die einst Aristophans Herrin war. Man hätte denken können, nachdem er vom Hofe verbannt war, dass er nun bei seiner Rückkehr ein Maß an Furcht besaß, aber nichts dergleichen, denn er und Herr Kleonik verstanden es, bald wieder die eigentlichen Herrscher zu sein. Und so sandten sie ihr ‚Halali‘ der sich nähernden Burg der Königin entgegen.

Die Herrin unterdessen verfolgte währenddessen die Ankunft dieser beiden Betrüger, die sie endgültig unschädlich machen wollte, auch wenn alle Ehrlichen längst nicht mehr am Hofe weilten. Sie ließ deshalb ein großes Mahl herrichten, und zu dritt speisten und tranken sie, bis Aristophan sagte: „Als wir in deine Hauptstadt einfuhren, sahen wir viel Leid, als hätten die Menschen wenig zu essen, und viele Kinder aßen von einer Tafel, die es in diesem reichen Lande noch nie gab. Und außerdem bist du so hässlich, dass wir dir helfen könnten, das Land wieder reich zu machen und dich in eine wunderschöne Frau zu verwandeln.“

Das gefiel natürlich der Königin. Trotzdem sagte sie: „In meinem Alter noch? Wozu? Ich leide doch nicht, und mir geht es gut. Die Leute auf der Straße, die dürfen sich nicht an meinen Gewohnheiten messen. Aber wie könntet Ihr das schon, mich schön zu machen? Erklärt es!“

Da erzählten sie von dem Glas mit den wundervollen Eigenschaften, immer das Gegenteil zu vollziehen.

„Müsste ich Geld dafür bezahlen, nützte ich es?“

„Wie das?“ Lange wurde hin und her gesprochen. Aber eine Einigung gab es nicht. Und Herr Kleonik hatte das Glas an einer Stelle versteckt, wo es die Königin nie gefunden hätte. Er verschluckte es einfach und schied es – je nach Bedarf – wieder aus.

Als sie sah, dass sie nichts ausrichten konnte, verließ sie die beiden Herren und verschwand hinter einer schweren Tür und ließ diese verriegeln. Dann gab sie Befehl, niemand dürfe die eisernen Riegel von der massiven Holztür schieben.

Vergeblich wartete sie nun auf das Geschrei der beiden Gefangenen, aber als sich drinnen nichts rührte, spähte sie durch das Guckloch. Sie sah, dass die beiden Würdenträger der Vergangenheit vergnügt am Tisch saßen und sich die Speisen und den Wein auch ohne die Königin schmecken ließen. „Die sitzen hier drinnen sicher“, flüsterte sie, „aber wie soll ich an das Glas kommen, das Schönheit und Reichtum für das Reich verspricht?“

Die beiden hinter der verriegelten Tür erhielten einen ungeduldig-bösen Blick durch das Guckloch, was sie natürlich nicht sehen konnten.

Während sich Aristophan und Kleonik in den weich gepolsterten geblühten Sesseln ausruhten, amüsierten sie sich bei dem Gedanken, was die Königin wohl mit ihnen vor habe. Und da sie gar noch eine duftende Zigarre rauchten, verzerrte sich das hässliche Gesicht der Königin noch zu viel mehr Unschönheit.

„Wir gehen erst wieder hier raus, bis uns die Königin glaubhaft versichert, dass wir ehrliche Menschen sind“, lachten sie lauthals. „Das Glas wird’s richten.“

Da bemerkten sie, wie die Wände zusammenrückten und die Decke sich über ihren Köpfen senkte. In dem Raum wurde es noch schummriger, beide standen jetzt vor der verriegelten Tür. „Verdammt, will sie uns denn gar erdrücken und zerquetschen?“

Tatsächlich, die Wände rückten näher und näher. Kleonik lachte. „Beim Zeus, es wird Zeit, mein Glas auszuschneiden und den Raum größer zu machen.“ Und aus dem Raum wurde ein Saal mit reichen Möbeln, Teppichen und feinsten Stühlen und Schränken.

Als die Königin nun sah, wie sich beide einrichteten und weiter tafelten, dachte sie, dass beide nicht ihr Leben lang eingesperrt bleiben konnten. Deshalb ließ sie diese vor sich treten, bat listig um Verzeihung und setzte Aristophan wieder als Herrn über die

Braurechte ein, Herrn Kleonik auf seinen Wunsch aber als dessen Berater, den er gar nicht brauchte, und beide konnten fortan noch so viel mehr Geld am Hofe stehlen, wie sie nach Athen fortzutragen vermochten. Selbst nach Dunkelfels konnten sie jetzt die Geldsäcke unbehelligt senden. Und die ehemals hässliche Königin, aus der Kleonik eine wunderschöne sinn- und moralentleerte Frau mit seinem Glas gestaltet hatte, vergrößerte ihr Luxusleben und half die Wege nach Dunkelfels für Herrn Aristophan und ihn stets frei zu machen.

Und als ein paar ehrliche Typen, die es am Hof – oh, welch ein Wunder – immer noch gab, der Zufall wollte es so, Herrn Aristophan und Herrn Kleonik meiden wollten, befahl die Königin, beiden mit allem Respekt zu begegnen.

So wurden die drei immer reicher, das Volk immer ärmer, bloß gut, dass es so etwas heute nicht gibt. Und wenn jemand einen guten Gedanken hatte, das Leben des Volkes zu

verbessern, waren es Geld und das Glas, die diese Ideen unter ihren Füßen zerstampften.

Dem Hof gefiel das, dem Volke aber nicht.

*Holger Hartenstein*

*1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.*

*Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.*

## *Zigeuner, du mein schwarzer Moischele*

Breszell, ein Zigeuner im Kärntner Oberland, war ein armer Musikant. Nicht Frau, noch Kind, nicht Hund, noch Vogel hatte er. Nur einen Freund, den Karelech, und einen alten, lieben Kater namens Muckelech. Der Freund hatte nur ein Auge und einen Esel namens Ohrelech. Wenn der Karelech einmal eine Fuhre für seinen Karren bekam, es war selten genug, half ihm sein Freund aufladen und abladen – und während sie neben dem Esel einher trotteten, stritten sie immer darüber, wessen Beruf der schönere sei. Da sagte Breszell: „Alors pourquoi? Du bist also gern Tagelöhner, Bruder? Für einen Hunderter eine ganze Woche arbeiten? So viel kann ich in einem halben Tag verdienen.“

„Ja, aber mir sagt keiner finirelech! Ich gehe nicht mit der Geige hausieren und an

mir wischt sich niemand seine schmutzigen Hände ab.“

So stritten sie freundschaftlich miteinander, der Breszell und der Karelech, der Musikant und der Fuhrmann. Nie hätten sie sich einigen können, wenn dem Breszell nicht etwas zugestoßen wäre. Es war keine große Sache, aber er stopfte Stroh in seine durchlöchernten Schuhe und irgendwie erfuhren es alle und überall erzählten es die Moischeles einander.

Es fing damit an, daß der Breszell auf einer Bauernhochzeit in Littermoos aufspielen sollte. Es war ein frostig kalter Winter bei -28 Grad und der Zigeuner zitterte vor Kälte. Er fror sehr, ein grünes Wams und seinen violetten Mantel hatte er an, darunter trug er seine Geige und ein Zimbal – um sie vor dem Frost zu schützen. Und so machte er sich auf den

Weg. Nach drei Stunden Fußmarsch kam er auch glücklich an. Es ging schon hoch her bei der Hochzeit. – Zigeuner spielten das Arbeitslosenlied, klopfen es mit der Fiedel der Manulette herunter!

„Oj, Mama Bruderherz, ich kauf dir die Welt. Oj, Moi was liegt mir daran, bratsch, bratscha, schieß mir eine Kugel in den Kopf.“ – Mit einem Wort: wie sich eben betrunkene Gadschos zu vergnügen pflegen. Sie tanzten und jauchzten, einer hieb sein Taschenmesser in die Zimbal hinein und schrie: „Wer ein Mann ist, soll´s herausziehen.“

Der arme Breszell mußte eine ganze Flasche Slivowitz trinken – der war so hochprozentig, daß er einem Wildschwein die Borsten weggeätzt hätte. Den Rest gossen sie ihm in den Nacken und dabei mußte er Mazurka tanzen. Das trieben sie so lange bis der Vater der Braut dann ein Brett aus dem Gartenzaun brach und damit die ganze Verwandtschaft in den Wald jagte.

Siegfried Breszell bekam nicht einmal sein Geld und stand nun in finsterner Nacht auf der Straße wie ein streunender Hund. Ein Glück, daß der Geige nichts passiert war – ein Glück auch für die Gadscho. Wenn der Geige was passiert, dann sieht der Zigeuner rot... packt den Bauern am Kragen, schüttelt ihn durch und durch... haut ihn zu den Hühnern... es kocht sein Blut. Kennt ihr nicht den Zigeuner, wißt ihr nicht, wie er ist.

Weiter ging er, der Sigi Breszell, durch die schwarze Nacht, er ging und ging und die Kälte musizierte ihm in die Ohren auf der C Saite, ganz oben unterm Steg. Er lauschte.

Kein gewöhnlicher König – unser König Franz Josef, Herrscher über sieben Länder, hat befohlen, daß alle Zigeuner so viele ihrer seien auf der Welt am nächsten Tag vor ihm zu erscheinen zu haben. Denn der König fühlt sein Ende nahen und will noch einmal sein Lieblingslied hören. Der König, der Ärmste. Es versammelten sich auch alle die Maskula bei ihm und warteten gespannt und warteten... Da sagte

man ihnen, wer das Lied „Mein Zigeuner, du mein schwarzer Moischele“ kann soll vortreten. Die Männer stießen, einer den anderen. Na, was gibt´s? Von hinten zwängte sich einer nach vorne durch.

Na, na? Der Siegfried Breszell? Willst du uns beschämen, Lümmel? Bist ein Dorfzigeuner und spielst ein Lied, das wir, die großen Kaffeehausprimas nicht spielen? Zurück, zurück, du! Er kommt doch durch. Stellt sich vor den König hin. Ein Drittel des schneeweißen Taschentuchs hinter dem Kragen gesteckt, schaut er dem Weltkönig in die Augen. Auf einmal hopp! Ha, flupp! Die Geige unters Kinn, er zuckt mit keiner Wimper, zuerst variiert er schön langsam, dann legt er los:

„Was machst du, Moischele, erkenn dich noch am Blick, du bist geween mein Chaberl – mit Jären fiel zurück mit Berelech und Joschelech, wir warn immer zam geworden alle jedlach – wie schnell die Zeit vergeht. Was macht deine Schwester Rochele – du weißt si is gewen meim herzele viel zu nah. Doch sie hat geliebt einen anderen Berelech, gehaßt mich ohn viel Grund... Gebliben is a Herzeleid, a nicht verheilte Wund! Oh ich denke heute noch an jene schene Zeit, ich denk an harz... boch heint...

Und wie gehts weiter? Er hat Tränen in den Augen. – Aber nicht nur der König. Auch Siegfried und viele andere – wo man glauben könnt – Männer sind hart wie Stahl.

Oh, du mein lieber Junge! Hast eine goldene Hand! Auf jeden Finger eins von meinen Ländern, die Übrigen auf dem Bogen!

Er setzt sich zu seiner Rechten und der Nussaj ist mein Galakutscher. „Velen noi pratcho iben va ribal?“

Er nimmt den kürzeren Weg hinter den Gärten. „Bist auf dem falschen Weg, du Breszell, auf dem falschen Weg. Würdest ihn ned gehen, wenn du auf mich hörtest.“... Es knackt unter seinen Füßen und er versinkt in eine tiefe Grube... aus mit dem Musizieren am Sonntag.

Es ist eine Wolfsgrube!

„Oh, Maria, bitte für uns arme Sünder, was hast du mir angetan! Hast mich in eine tiefe, bodenlose Grube fallen lassen!“ Der arme Siegfried versucht nun nach oben zu klimmen, aber umsonst tastet er mit der Hand nach einer Wurzel oder Ranke, nichts! Als hätte der Bauer die Grube in Felsen gehauen, die Wolfsgrube.

Er überlegt: Bis zum Morgen wird er es irgendwie aushalten, dann wird doch irgend jemand hier herauskommen und ihn aus der Gefangenschaft befreien.

Aber was geschieht da? Der Zigeuner hört von oben ein Rascheln, dann plumps, fällt etwas neben ihm in die Grube herunter. Ein Glück, daß er nicht danach greift, sondern beim Anblick der zwei glühenden Augen erschrocken zurückfährt. Denn es ist ein Wolf, ein Wolf – wenn ich´s sage!

Im Augenblick reißt der Breszell die Geige unter dem Arm hervor und beginnt verrückt darauf los zu spielen. Der Wolf hat sein Maul offen vor Staunen, er staunt und staunt. So ein Wunder hat er noch nicht erlebt, da plumpst er neben einem Menschen herunter, starrt ihn mit seinen kupferroten Augen an; und der Mensch hat nichts bei sich, nicht einmal einen Knüttel. Nur so ein komisches Werkzeug und nicht, daß er damit zuschlägt, er sägt Töne, wunderschöne Töne, daß sein Leben nur solange dauert wie die Musik den Wolf verzaubert. Als wäre es der König, so musiziert er! Als ob einer der umstehenden Herren gesagt hätte: „Bist ein raffinierter

Bursche, der Vagabund von einem Zigeuner! Hast frech den Bogen angesetzt und angefangen.“

Was machst du, epes Moischele, erkenn dich noch am Blick...

Kennst nicht das Ende des Liedes und jetzt bist du frech in die Grube gekommen! Entweder du spielst auch den Schluß oder ich laß´ dich in der Grube verkommen! Musizieren, musizieren!

Er musiziert um sein Leben, der arme Siegfried. Und der Wolf staunt und staunt und starrt ihn an. Halt die Finger, einen nach dem anderen um den Hals der Geige, daß sie dir nicht klamm werden! Um Brot und Speck, wie dem Herrn ins Ohr. Spiel, spiel, spiele mit Gefühl... und nur keine Dummheit machen. Frisch, Tempo. Zeig, daß du ein echter jüdischer Zigeuner bist; und daß du Peperoni im Blut hast. Du verendest in der Grube, was ist, spiel um dein Leben! Und er spielt um sein Leben bis der Wolf endlich einschläft!

*Elfriede Camilla Herold*

*in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.*

## *Besuch bei der Frankfurter Buchmesse und Fahrt dorthin (15./16.10.11)*

Ich hatte beschlossen, zur Frankfurter Buchmesse zu fahren. Da ich nicht wieder eine „Nacht von Frankfurt“ erleben wollte (vergleiche Veilchen 20. Ausgabe, Januar 2008), fuhr ich schon gegen 0.20 Uhr in Essen mit dem Regionalexpress los. Der Waggon und das Abteil, das ich benutzte, waren voller Pfandflaschen. Reisende waren nur wenige unterwegs.

Der Zug fuhr bis Düsseldorf, und dort stieg ich in die S6 nach Köln. Die S-Bahn fuhr um 1.33 Uhr los. Ich hatte diese Art von Zügen gewählt, da ich mit dem Wochenend-Ticket unterwegs sein wollte. Dabei darf man keine IC oder ICE benutzen.

In Köln musste ich noch eine Weile warten, dann konnte ich mit dem Zug von Köln nach Au (Sieg) weiterfahren. Die Bahn traf gegen 4.00 Uhr ein. Hier wurde umgestiegen in eine Regionalbahn nach Siegen, die aber nur ein Stück fuhr. Dann behinderten Bauarbeiten die Weiterfahrt. Ein Bus fuhr nach Kirchen, wo der Regionalzug nach Siegen bereits stand.

Eine fünfköpfige Gruppe asiatischer Jugendlicher sowie ein slowakisches Ehepaar neben meiner Wenigkeit fuhren mit. Ich war sehr enttäuscht über den Siegener Bahnhof, den ich mir größer vorgestellt hatte. Vor allem wirkte er in der Dunkelheit einsam, öde und verlassen.

Gegen 5.25 Uhr fuhr der Zug los und erreichte um 5.45 Uhr Siegen. Dort stand schon der Regionalzug nach Frankfurt bereit. Gegen 6.54 Uhr fuhr er ab. Zwischen sieben und acht Uhr erreichte er Frankfurt und es wurde hell draußen. Ich frühstückte erst einmal im Bahnhof an einem Bäckerstand. Die vielen Reisenden fielen mir hier auf. Dann ging ich los zur Messe, da ich noch Zeit hatte, anstatt mit der Straßenbahn zu fahren. Ich rief eine Bekannte an.

Bei der Messe angekommen, warteten schon einige Besucher in der Vorhalle. Es war halb neun und ich hatte noch Zeit. Aber ich besorgte schon mal eine Eintrittskarte an einem der vielen Schalter, die sich hier befanden. Die junge Dame, die sie mir verkaufte, war sehr nett. Wahrscheinlich eine Studentin, dachte ich. In der Vorhalle befindet sich ein Kiosk, ein Stand für Kaffee und Gebäck und die vielen Treppen zu den Toiletten und anderen Räumlichkeiten. Der Kaffeestand war nicht gerade günstig, fiel mir auf. Messepreise, dachte ich! Trotzdem wurde hier gekauft, wahrscheinlich wollten so sich einige Leute die Zeit verkürzen oder sie hatten noch nicht gefrühstückt und es kam ihnen nicht so aufs Geld an!

Endlich war es neun Uhr und die Massen stürmten zum Eingang. Inzwischen waren mehr und mehr Leute dazu gekommen. Es waren mehrere Kontrollpunkte und die Abfertigung lief sehr schnell. Ich begann meinen Rundgang und schaute mir die erleuchteten Stände an. Das ging noch, da die Massen sich auf die Hallen verteilten. Nach und nach wurde die Menschenmenge aber dichter.

Erneut staunte ich über die Größe der Hallen, deren Anzahl und die langen Gängen. An den Ein- und Ausgängen verteilten Messehostessen Führer von der Messe. Und immer wieder Stände der großen Tageszeitungen und Mitarbeiter von Verlagen, die Prospekte verteilten.

Bei den großen Verlagen lasen bekannte Autoren, die ich aber nicht kannte. Ich entdeckte sogar das „Blaue Sofa“ (nach der gleichnamigen Fernsehserie über Literatur). Ein Duft von Gebratenem durchzog meine Nase. An den Hallenrändern entdeckte ich auch immer wieder Imbissstände. An einem Stand der ARD brutzelte sogar einer der vielen Fernsehköche. Zwischendurch ging ich

nach draußen, um „eine zu rauchen“. Entgegen früherer Jahre war das Rauchen in den Hallen nicht erlaubt. Hier konnte ich mich mit einer Frau in meinem Alter unterhalten, die aus Mühlacker angereist war.

Sogar bei den Zuschuss Verlagen wurde gelesen. Mir fielen die relativ vielen Leute hier auf. Ich sprach mit einigen Mitarbeitern an den Verlagsständen und nahm Adressen sowie Informationen mit. Beim Herumschlendern entdeckte ich auch meinen Verlag, mit den Anthologien, in denen ich auch vertreten bin.

Gegen Mittag wurde es unerträglich, so viele Menschen wälzten sich durch die Hallen und die Luft war schlecht. Ich beschloss, meine Zelte abzurechen und zurück zu fahren. Nur die Island Halle

wollte ich noch sehen. Auf die Schnelle im Gewühl fand ich sie nicht gleich und beschloss, ohne sie gesehen zu haben, zu verschwinden.

Ich fuhr zum Hauptbahnhof, nachdem ich mir noch die Bücher an den Ständen vor der Messe angesehen hatte. Es waren Antiquariate, die hier ihre Ware anboten. Ich rief meine Schwester an und schrieb noch schnell ein paar Ansichtskarten, die ich mir an einen Kiosk besorgt hatte. Dann fuhr ich mit der Straßenbahn, die wegen der Messe sehr voll war, zum Hauptbahnhof. Dort stieg ich in den Regionalexpress nach Neuwied über Koblenz. In Koblenz wollte ich aussteigen und Pause machen.

*Karl Farr*

## *Im Gedenken an vier Tote in Ohio*

Als ich zum ersten Mal Crosby, Stills, Nash & Youngs „Ohio“ hörte, dachte ich, es wäre ein lustiges Lied (tin soldier and Nixon coming). Zumal die Leute in der Diskothek, in der wir damals verkehrten, teilweise ausgelassen dazu tanzten. Erst mit der Zeit verstand ich den Text. Er handelte von vier Studenten, die in Kent/Ohio von der Nationalgarde erschossen wurden. Aufgrund massiver Proteste auf dem Campus der Universität gegen die amerikanische Invasion in Kambodscha am 4. Mai 1970 erklärte der Bürgermeister von Kent den Ausnahmezustand und rief die Nationalgarde. (Am 25.04.1970 wurde ein vom Militär genutztes Gebäude auf dem Campus angezündet.) Die Garde rückte mit tausend Mann an. Sie versuchte

die Protestkundgebung aufzulösen, wurde aber zurückgedrängt. Dann eröffnete sie das Feuer. Wer den Schießbefehl gab, ist bis heute nicht bekannt. Es gab vier Tote: Allison Krause, Bill Schraeder, Sandy Scheuer und Jeffrey Miller, einen Querschnittgelähmten (Dean Kahler) und acht Verletzte. Sandy Scheuer war gar nicht an den Protesten beteiligt, sondern auf dem Weg zu einer Vorlesung. Außerdem waren ihre Eltern in Deutschland während der Nazizeit verfolgt worden.

Neil Young schrieb das Lied „Ohio“ damals spontan. Ich höre es heute noch gern, auch wenn es zu so einem traurigen Anlass gehört.

*Karl Farr*

*1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagogin, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.*

## *Eigentlich wie immer*

Montagsmorgen sechs Uhr. Der Radiowecker auf dem Tischchen neben meinem Bett versucht mich mal wieder wach zu bekommen. Nachdem es die ganze Woche geregnet hat, ist meine Stimmung sowieso schon auf dem Nullpunkt und jetzt werde ich auch noch unsanft aus einem schönen Traum geholt. Schlafrunken steige ich aus dem Bett und unter die Dusche, oh Gott, schon wieder kein warmes Wasser. Na, wenigstens bin ich jetzt richtig wach geworden. Wieder im Schlafzimmer stehe ich unentschlossen vor meinem Kleiderschrank, entscheide mich dann aber für mein blaues Kostüm und die weiße Rüschenbluse. Zum Frühstück bleibt mir nur wenig Zeit, denn schon eine Viertelstunde später sitze ich in meinem Auto auf dem Weg ins Büro.

Jeden Morgen muss ich mich durch den Verkehr kämpfen. Zeitweise geht es nur im Schrittempo voran, am schlimmsten aber sind die Ampeln. Ich habe mir mal die Mühe gemacht und sie gezählt: Zwanzig Stück sind es bis zu meinem Büro und meistens sind sie rot. Manchmal glaube ich, die machen das mit Absicht. Doch ein Trost bleibt mir: Ich bin nicht die einzige, die sich durch den Verkehr quält. Wenn ich so aus dem Fenster meines Autos blicke, entdecke ich einige mir bekannte Gesichter.

Wir wissen gar nichts voneinander und doch haben wir alle das gleiche Schicksal, den allmorgendlichen Verkehr in unserer Stadt. Einige meiner Leidensgenossen rauchen, andere trommeln nervös mit den Fingern auf dem Lenkrad herum, andere wiederum fühlen sich unbeobachtet und tun Dinge, die ich nicht weiter ausführen möchte.

Plötzlich hupt es hinter mir, erschrocken werde ich aus meinen Gedanken gerissen und wüрге prompt beim Anfahren das Auto ab. Es geht mal wieder ein Stück weiter. Nach ein paar hundert Metern steht

die Ampel erneut auf Rot. Eigentlich liebe ich die Farbe Rot. Welche Frau kann schon roten Rosen widerstehen, geschenkt vom Allerliebsten? Oder wie wäre es mit einem Sonnenuntergang am Meer? Eine Stimmung, der man sich kaum entziehen kann, die einen sprachlos macht, wenn der Himmel glutrot die Wellen küsst. Morgens stehe ich aber eher auf eine grüne Welle.

In zwanzig Minuten muss ich im Büro sein, wahrscheinlich werde ich es gerade mal eben so schaffen. Jeden Morgen nehme ich mir vor, etwas früher aufzustehen, aber bis heute ist es bei dem guten Vorsatz geblieben. Ich habe das Gefühl, beobachtet zu werden, und riskiere einen kurzen Blick in den Rückspiegel. Direkt hinter mir im Auto sehe ich eine junge Frau mit zwei kleinen Kindern, die mir winken und Fratzen schneiden. Sofort werde ich an meine Kindheit erinnert und an die langen Fahrten auf der Autobahn in die Ferien. Um die Langeweile zu überbrücken, haben mein Bruder und ich die Leute beobachtet, sie nachgeäfft oder ihnen gewunken.

Links vor mir in der Schlange steht ein voll beladener Getränkelastrwagen. Eine kleine Erfrischung wäre jetzt nicht schlecht, stärkt die Nerven. Rechts neben mir in einem dunkelblauen BMW älteren Baujahrs sitzt ein etwa 50jähriger, sehr nett aussehender Mann, der mir freundlich zulächelt. Etwas verwirrt lächle ich zurück und lenke meinen Blick wieder auf die Straße. Kann es mir aber nicht verkneifen, noch mal zu ihm rüber zu sehen. Inzwischen hat er ein Handy am Ohr und telefoniert, was ihn aber nicht davon abhält, mir zuzuwinkern. Die Ampel und ich strahlen in der gleichen Farbe, nämlich rot. Wie ich dieses Gefühl hasse. Nicht nur das pulsierende Blut rast durch meinen Kopf, auch allerlei Gedanken. Wo er wohl her kommt und wohin er fährt? Was wäre wenn? Ein lautes Hupen ertönt und ruft mich unsanft in die

Wirklichkeit zurück. Noch ein letzter, flüchtiger Blick, in dem sich unsere Augen treffen. Am liebsten würde ich ihm ja eine Kussband zuwerfen, traue mich aber nicht, dann trennen sich unsere Wege. Diesmal geht es zügig voran. Ich sehe seinen Wagen noch einige Male vor mir in der Schlange, bis er nach der nächsten Kreuzung verschwunden ist.

Ein paar Minuten später fahre ich auf den Parkplatz vor dem Bürohaus, in dem ich arbeite. Ich habe es gerade mal wieder geschafft. Einem langen, arbeitsreichen Tag steht nun nichts mehr im Weg, aber heute mit einer Begegnung, die mich ab und zu schmunzeln lässt und immer wieder die Frage aufwirft, ob ich ihn morgen früh wiedersehen werde.

Wie vielen Menschen geht es wohl ähnlich wie mir, die allmorgendlich im Stau stehen? Diese kleinen, flüchtigen Momente

machen das Leben aufregender und intensiver, sogar ein ganz banaler Stau am frühen Morgen.

*Angelika Schranz*

*geb. am 15.1.1955 in Marburg an der Lahn, wo ich auch Marburg*

## **Der Fernseher**

Die Frau spricht mit mir,  
Mir, ja, mir einsamen Wicht,  
Dann... ein neuer Spot.

## **Die Farben**

Grün, Rot, Orange und  
Gold; das ist der Herbst, oder  
Doch ein toter Clown?

*Philip J. Dingeldey*

*Ich bin 1990 in Nürnberg geboren und stamme aus einer eher weniger wohlhabenden Arbeiterfamilie. Nach dem Abitur im Jahr 2010, begann ich an der Universität Erlangen-Nürnberg ein Studium der Geschichte und Politikwissenschaft. Nebenher besuche ich aber auch Veranstaltungen der Journalistik, Philosophie und Literaturwissenschaft.*

*Weiterhin war und bin ich für verschiedene Zeitungen als freier Mitarbeiter und Autor tätig, so auch für die „Hersbrucker Zeitung“, die „Nürnberger Nachrichten“, den „Straßenkreuzer“, „Die ZEIT“ und die „Nürnberger Zeitung“. So habe ich bisher verschiedene Essays, Kommentare, Reportagen, Portraits, Videomoderationen und Umfragen für diese Medien verfasst.*

## „SURPRISE“

oder  
ein Geschenk  
für Dich

Heute wollt ich Dir was schenken  
Hab überlegt, was könnt das sein?  
Überraschung kann sich böse verrenken  
Schenke ich Dir Gutscheine oder Wein?

So wollte ich Dich heut bedenken  
Ein Anlaß ließe sich wohl finden  
Geschmack mag in die Irre lenken  
Und jede Wahl möcht sich begründen

Heute wollt ich Dir was Nettes geben  
Obwohl ich fürcht, Du wirst mich tadeln  
Eine Aufmerksamkeit will Dir zustreben  
Will doch, die Adressatin, adeln

Ich weiß, Du schätzt dies nicht so sehr  
Das Schenken ist (m)ein Lebensspender  
Ob's sinnvoll ist, bleibt ohn Gewähr  
Die Freude streift noch den Absender

Nun blick doch nicht so grämlich  
Ob der ‚spendierten‘ Sachen  
Sonst gräme ich mich nämlich  
Gönn Dir ein Lass-ihn-Lachen

Motive variieren  
Warum sich schenken läßt  
Eher simpel zu kapieren:  
„From me to You the Best“

Glück feiert seine Stunden  
Und Leid bleibt auch kaum aus  
Sie vollführen ihre Runden  
Ziehen erschöpft nach Haus

So laß Dich jetzt beschenken  
Mit dieser „Kleinigkeit“  
Herzengüte soll dich lenken  
Im Auf und Ab der Zeit

Der Zeit, die Dir gegeben  
Die vieles mit Dir teilt  
Sie teilt mit Dir dein Leben  
Das fordert, lärmt und weilt

*Geschrieben  
Januar 2011  
Essen/ Ruhr  
Arno Peters*

## *Mädchen in dem grünen Wald*

Hase:

Ein Mädchen, ein weißes Kleid, war in den Wald gekommen,  
Hasen laufen mit ihr um die Wette.

Was für ein Zufall.

100 Jahr zuvor kam ein ähnliches Mädchen,  
das uns träumen ließ.

Es gibt viele große Steine.

Hat sie sich verletzt?

Wenn du so schnell läufst, wirst du dich verletzen.

Trotzdem folgen wir ihr.

Eine kleine Hütte.

Macht sie hier Pause?

Als erster Hase erreiche ich sie.

Leise probiere ich, die Tür zu öffnen

Es klopft.

Du sinkst in dem Türspalt zusammen,

Abschüttelnd mich, der dir helfen möchte.

Wieder läufst du in den Wald

Das ist ein Täuschen – Lügen, seltsam.

Du warst zu schnell,

Du bist fast gefallen.

Wie die Prinzessin, die giftige Äpfel aß,

wärest du fast gestorben.

Wieder verschwindest du

Wie die Seejungfern

Erscheinen und sofort wieder verschwinden,

Wie Aurora.

Wer bist du?

Bist du unsere Träume?

Die Träume unser aller?

Mädchen:

Nein.

Ich bin da – tatsächlich hier.

Die Jungfer beginnt zu tanzen.

Ich habe den Willen.

Ich habe die Schärfe.

Ich habe die Stimme.

Ich kann mit meinem Willen tanzen.

schau: So!

Obwohl es eng ist kann ich mich drehen.

Obwohl sie schwach ist, kann ich mit meiner Stimme singen.

Hintergrund:

Es ist Nacht geworden.

Der Mond fängt heimlich an zu flüstern.

Der Atem des Waldes schweigt feierlich.

Die Tiere der Nacht beginnen den Chor.

Irgendwoher duftete es nach Wärme,

Wird ein Tier gekocht.

Die Luft, die einen verführt. Die Luft ist verführerisch

Ein Hase schreit.

Nur weil er schmachtet, schreit er.

Es gibt keinen Grund.

Der Hase schreit erst freiwillig.

Er hat sein eigenes Herz.

Seit Urzeiten erwacht so das Herz.

Wie der Mond es fein berührt,

Das Gras schweben lässt,

Ruhig,

Beiläufig,

Lässt den Erwachsenen erwachen.

Die Augen des erwachenden Hasen sind gerötet.

Sie suchen in der Dunkelheit der Nacht die schmelzende Jungfer.

Hase:

Hallo, gnädiges Fräulein.

Wenn du dieses Flüstern hören kannst,

Tanzen wir zusammen.

Folge mir.

Mädchen:

Ich kann mich nicht sehen, wegen der Dunkelheit.

Mein Gesicht ist dunkel wie die Nacht,

Mein Haar schmilzt.

Nur ein bisschen, meine Kleider sind weiß.

Auch die Schuhe verbergen sich im Gras.

Ich kann meine Gestalt nicht sehen.  
Die Nacht verbirgt meine Gestalt in sich.  
Sie verbirgt meine wahre Gestalt.

Hase:  
Sieh, der Mond,  
Von dem Mond wirst du beschienen.  
Du kannst dich ein wenig sehen.  
Du siehst dich nicht wie am Tag,  
im Mondlicht bist du schöner als am Tag, mysteriöser.

Mädchen:  
Wenn die Gestalt in der Nacht meine wahre Gestalt ist,  
Wenn es auch meine Gestalt ist,  
Akzeptiere ich es.  
Häschen,  
Schau mich weiter an.  
Denn man sagt, die roten Augen spiegeln die Wahrheit in der Nacht wie auch am Tage.  
– Ich vertraue dir. –

Hintergrund:  
Ich habe noch nie diesen heftigen Tanz getanzt.  
So dacht die Jungfrau.  
Langsam wird meine Vernunft schwinden,  
Auch die Hitze der Brust. Die unheimliche Kälte naht.

Mädchen:  
Ich kenne nicht diese Eiseskälte.  
Ihre Gewalt verbirgt die Wahrheit.  
Wenn du jetzt siehst, zeig ohne zu verbergen.  
Wie ich mich spiegle in deinen Augen.

Hase:  
Ich kann nur dich sehen.  
Nur dich kann ich sehen.  
Ich kann nichts sehen, außer dir.

Hintergrund:  
Die Jungfer springt in den nahen Teich.  
Der Hase hat keine Seele.  
Wie sie mit Geist tanzt,  
War schrecklich.

Die Kälte der Wirklichkeit  
Hat nur einen Moment die Jungfer erwärmt.  
Nur kurz wurde sie froh,  
Trotzdem wurde sie bald von der Kälte geschnitten.

Ewig erscheinende dauernde Kälte.  
Irgendwann kommt die göttliche Jungfrau vom Mond,  
Holt sie zum Mond ab.

Auf der Erde fing die Trauerfeier der Jungfer an,  
Auf den Sarg steigt der Geist der Jungfer hinab.  
Die Jungfer ist blass, mit eiskaltem Gesicht.  
Die Hasen schauen, umgeben ihren Sarg.  
Zwar weinen die Hasen, aber kein Herz leidet mit ihr.  
Die Jungfer bemerkt: Der verborgene Wunsch der Hasen hat sich erfüllt.  
Durch den verborgenen Wunsch wurden sie zum Hades geschickt.

Ja, so sei es.  
Wenn du jemandem gehören wirst,  
Stirb ohne zu gehören.  
Das war der heimliche Wunsch der Hasen.

Die Jungfer, die 100 Jahre schön träumte, war erwacht.  
Als sie aufwachte, war es Tag.  
So konnte sie alles für einen Traum halten.

Die Jungfer mit den weißen Kleidern  
suchte die Wahrheit  
und darum konnte sie nicht alles einen Traum sein lassen.  
Sie singt traurig  
Zur Rettung des Traumes der Hasen

Der Volksstamm des Waldes stimmt in das Lied der Jungfrau ein.  
Schlag eine Trommel!  
Der Rhythmus der Trommel umfängt alle Tragödie im Wald.  
Es wirbelt heftig,  
Lässt die Gräser um den Sarg im Kreis tanzen  
mit schöner Flamme und will alle verschlingen.

Die Hasen stöhnen,  
Die Augen spiegeln leuchtend die Wahrheit rot,  
Sie springen in den Teich!

In der Kälte der Wirklichkeit  
Begannen die Hasen den Chor  
des traurigen Liedes der Jungfer  
mit dem heftigen Rhythmus des Volksstammes.  
Sie sangen nun echte Lieder.  
Das Auge, das die Wahrheit spiegeln würde,  
Leuchtet klar,  
Nimmt das Licht des Mondes an,  
Um mit dem Licht des Mondes sich zu vereinen.  
Die Hasen erkennen klar  
Sein Geheimnis, schlucken die Traurigkeit der Jungfer.  
Augen werden langsam wieder erröten.  
Und die Hasen sehen

Dieselbe Wahrheit am Tag und in der Nacht.  
Es ist immer dieselbe Dunkelheit – der Wunsch der Hasen ist es, alles zum Traum zu machen.

Darf man die Wahrheit zum Traum machen?  
Die Hasen fragen den Mond.  
Nein, du darfst nicht,  
aber: Nur diese Nacht träumt den zarten Traum.  
Nachdem die Flammen sich gelegt haben, ist der Sarg leer.  
Die Jungfer lächelt in einer anderen Welt  
Mit anderem Körper.  
Die Hasen sehen,  
Wie die Jungfrau aufersteht.

Mädchen: Ich bin immer da.

*(aus dem Japanischen von der Autorin)*

*Megumi Sakurai*

*wurde 1977 in Nagano, Japan geboren und lebt heute auf dem Land bei Yokohama. Sie studierte Theologie und Philosophie, u. a. in Stuttgart. Sie arbeitet hauptsächlich als Wahrsagerin und Heilerin, ist außerdem als Musikerin, Autorin und gestaltende Künstlerin aktiv. Megumi Sakurai schreibt ihre Gedichte auf Japanisch und überträgt sie selbst ins Deutsche.*

## *Rezension „Lahn-Leichen 3“*

Diese Anthologie ist der dritte Band aus einer Reihe von Kurzkrimi-Anthologien namens „Lahn-Leichen“. Sie entstand aus den beiden Krimi-Ausschreibungen „Halloween“ und „Teen“ von Wort-Taten.com und enthält 10 Halloween-Krimis, 6 Teen-Krimis, 12 Halloween-Rezepte, 8 Fragen an die Teens über Verbrechen und Gerechtigkeit sowie 48 Antworten. In diesen Kurzkrimis geht es blutig oder gruselig zur Sache, ausgerechnet in der Halloween-Nacht: Die Puffmutter wurde erschlagen, eine Frau liegt erdrosselt auf dem Friedhof und eine Kinderleiche treibt in der Lahn, während einer Kindergartenfeier verschwindet die Gruppenleiterin spurlos und wer hat neben dem ermordeten Obdachlosen seine randlose Brille mit eckigen Gläsern verloren? Es gibt also jede Menge Kriminalfälle zu lösen. Da ein Kurzkrimi

innerhalb weniger Seiten zur Auflösung kommen muss, passiert alles Schlag auf Schlag, ohne allzu viele falsche Fährten. Der Lösung des Rätsels fehlt dadurch oft die richtige Vorbereitung. Viele dieser Krimis sind haarsträubende Geschichten oder Psychogramme von Menschen, denen man übel mitgespielt hat oder die einfach nur böse sind. Hinzu kommt als bindende Gemeinsamkeit aller Krimis der Lokalkolorit der Lahn-Region. Mein Gesamturteil zu diesem Buch: ganz nett zu lesen.

Taschenbuch, 256 Seiten  
Wort-Taten.com und BoD Norderstedt,  
2010  
ISBN 9783842300354

*Rezensiert von Andrea Herrmann*

## Wettbewerbe

<b>Datum</b>	31.01.2012	31.01.2012	31.01.2012
<b>Name</b>	<b>MDR-Literaturpreis 2012</b>	<b>SALZ - Lüneburger Kurzdramen-wettbewerb</b>	<b>Haiku-Wettbewerb</b>
<b>Genre</b>	Kurzgeschichte (unveröff.)	Kurzdramen (unveröff. und nicht aufgeführt)	Haiku (unveröffentlicht, auch nicht im Internet)
<b>Thema</b>			
<b>Umfang</b>	15-Vorlese-Minuten (ca. 6 Seiten oder 11.000 Zeichen); nur 1 Text pro Person	Max. 3000 Wörter	
<b>Form</b>	zwei gedruckte Exemplare; Veröffentlichungsliste, Kurzvita (max.12 Zeilen), E-Mail-Adresse; anonym	2fach, maschinengeschriebene, anonym, 2-zeilig, mind. Schriftgröße 12, digital als Word-Datei oder pdf auf CD-ROM; Deckblatt: Name, Adresse, Lebenslauf; Einverständniserklärung (siehe Website) ausdrucken, unterschreiben und beilegen	Mit Name und Adresse, Alter, bei Kindern auch die Klassenstufe
<b>Preis</b>	1.) 5000€ 2.) 2000€, 3.) 1500€, Endrunde am 07.05.2012 in Leipzig; Anthologie der besten 25 Texte	1. Preis 500€, die besten 6 Stücke werden im Theater Lüneburg aufgeführt	Für Teilnehmer ab 16 Jahre: 1.) 300€ 2.) 200€ 3.) 100€ für Teilnehmer zwischen 6 und 15 Jahren: Sachpreise; Veröffentlichung auf <a href="http://www.deutschehaikugesellschaft.de">www.deutschehaikugesellschaft.de</a> und in der Zeitschrift Sommergras
<b>Teilnehmer</b>	Autor/innen, die bereits literarische Texte veröffentlicht haben		
<b>Veranstalter</b>	Mitteldeutscher Rundfunk	Theater Lüneburg	Deutschen Haiku-Gesellschaft DHG
<b>einsenden an</b>	Mitteldt. Rundfunk Figaro, Literaturwettbewerb, Postfach 100122, D-06140 Halle	Sabine Bahnsen, Theater Lüneburg, An den Reeperbahnen 3, D-21335 Lüneburg	wettbewerb“at“deutschehaikugesellschaft.de Georges Hartmann, Saalburgallee 39-41, D-60385 Frankfurt/ Main
<b>nähere Informationen</b>	<a href="http://www.mdr.de/mdr-figaro/literatur/7768030.html">www.mdr.de/mdr-figaro/literatur/7768030.html</a> <a href="http://www.mdr-figaro.de">www.mdr-figaro.de</a>	<a href="http://www.theater-lueneburg.de/index.asp?tree_id=369">www.theater-lueneburg.de/index.asp?tree_id=369</a>	<a href="http://deutschehaikugesellschaft.de/aufruf-zum-dhg-haiku-wettbewerb-2012/">http://deutschehaikugesellschaft.de/aufruf-zum-dhg-haiku-wettbewerb-2012/</a>

<b>Datum</b>	15.02.2012	24.02.2012	31.03.2012
<b>Name</b>	<b>Bunte Lichter - Dunkle Schatten (Anthologieprojekt zum Thema Glücksspiel[sucht])</b>	<b>Leonhard-Frank- Preis</b>	<b>7. ALFA- Multimediatewettbewerb</b>
<b>Genre</b>	Prosa, z.B. Kurzgeschichte oder geschlossener Auszug aus einem Großtext	Theaterstück (noch nicht uraufgeführt)	Gedicht, Kurzgeschichte, Bild, Foto, Gemälde, Skulptur, Videoclip, Song u. a. (unveröff.)
<b>Thema</b>	Glücksspiel und/oder Glücksspielsucht	Macht Spiele!	Karierte Maiglöckchen
<b>Umfang</b>	Nur ein Text pro Autor/in; max. 8 Normseiten	höchstens 5 Darsteller	Nur ein verbaler und ein non-verbaler Beitrag; max. 9000 Zeichen (inkl. Leerzeichen)
<b>Form</b>	Einseitig bedruckt; ungeheftet, anonym; Seiten nummeriert und mit Kennwort; in beiliegendem Umschlag mit Kennwort Adresse, E- Mail, Tel.nr. und Kurzbiographie	Theaterstück 5fach, einseitiges Exposé Name, Anschrift, Tel.- Nr., E-Mail, Geburtsdatum	Texte: Word, keine Überschrift, Arial 12 Punkt, Zeilenabstand 1,5, ohne Silbentrennung, keine Formatierungen; Sowohl E-Mail als auch 5fach auf Papier, anonym, einseitig gedruckt, gelocht; Zahl der Anschläge am Textende; Bearbeitungs- gebühr 5€; Anschreiben mit Name, Anschrift, E- Mail, Geburtsdatum, Kurzbiographie (ca. 3-5 Zeilen); non-verbale Beiträge: Original + Foto
<b>Preis</b>	1.) 2000€ 2.) 1000€ 3.) 500€ Anthologie- Veröffentlichung	4000€	Anthologie- Veröffentlichung; eine Buchstütze namens ALFI
<b>Teilnehmer</b>		Möglichst unter 35 Jahre	
<b>Veranstalter</b>	Arbeitskreis gegen Spielsucht e.V., Unna	Mainfranken Theater Würzburg+ Leonhard- Frank-Gesellschaft Würzburg	
<b>einsenden an</b>	Arbeitskreis gegen Spielsucht e.V., Anthologieprojekt, Südring 31, D-59423 Unna	Mainfranken Theater Würzburg, Leonhard- Frank-Preis 2012, Theaterstraße 21, D-97070 Würzburg	ALFA, Barbbara Fellgiebel, Apartado 376, 8504-913 Portimão, Portugal
<b>nähere Informationen</b>	<a href="http://www.akspielsucht.de">www.akspielsucht.de</a>	<a href="http://www.theaterwuerzburg.de">www.theaterwuerzburg.de</a>	<a href="http://www.alfacultura.com">www.alfacultura.com</a> <a href="mailto:alfacult@gmail.com">alfacult@gmail.com</a> (00351) 917 602 607

<b>Datum</b>	31.03.2012	30.04.2012	Jederzeit
<b>Name</b>	<b>Lesbischer LiteraturPreis</b>	<b>Brieftauben-geschichtenwettbewerb</b>	<b>Radio LORA sucht Hörspielskripte</b>
<b>Genre</b>	lesbische Liebesromane	Prosa oder Lyrik (unveröffentlicht)	Hörspielskripte, Kurzhörspiele & Sketche
<b>Thema</b>		Brieftauben	
<b>Umfang</b>	mindestens 60.000 Wörter	Prosa max. 3 Seiten, Lyrik max. 1 Seite	Ideal: 46 Sendeminuten (rund 46 x 900 Zeichen ohne Leerzeichen); auch kürzer möglich
<b>Form</b>	Happy End ist ein Muss; Inhaltsangabe (bis 1 Seite), Roman im .rtf- oder .doc-Format, keine Silbentrennung; E-Mail, Kurzbiographie; Dateiname: Vorname_Nachname_ _Titel.rtf	mit Namen, Anschrift, E-Mail und Kurzbiografie in Papierform per Post in 2-facher Ausfertigung und einmal auf CD	Als pdf
<b>Preis</b>	Wochenende für zwei (weibliche) Personen in der Frauenpension Bertingen und die Veröffentlichung des Romans bei el!es	3x ein Brettspiel und Veröffentlichung der besten Texte online und evtl. als e-book	Verbreitung des Hörspiels und Interview mit Autor/in
<b>Teilnehmer/in nen</b>	Nur Frauen		
<b>Veranstalter</b>	el!es-Verlag		Radio LORA München
<b>einsenden an</b>	manuskripte@elles.de	Krauß Verlag, Schreibwettbewerb, Hauptstraße 49, D-67361 Freisbach	hoerspiel@lora924.de Radio LORA München, Redaktion „Hörspiel“, Gravelottestr. 6, D-81667 München
<b>nähere Informationen</b>	<a href="http://www.elles.de">www.elles.de</a>	<a href="http://www.kraussverlag.de/Schreibwettbewerb.htm">www.kraussverlag.de/Schreibwettbewerb.htm</a>	<a href="http://lora924.de/">http://lora924.de/</a>